

Hus.

Ein halbes Jahrtausend nach seinem Feuertod (6. Juli).

Ungezählt sind die Menschen, die durch Gewalt ihr Leben verloren. Mit höchstem Ruhm ist die Tapferkeit im Kriege, der Tod in der Schlacht geehrt. Der kollektive und legitime Mut im Dienste einer Gemeinschaft, auf Geheiß einer Obrigkeit wird gefeiert. Dennoch all die Millionen, die so auf dem verächtlichen Wege der menschlichen Entwicklung fielen, sind rasch vergessen. Es bleibt nichts übrig als dürre Jahreszahlen über namenlosen Massengräbern. Blut und Tränen trocken schnell. Und der Auffassung der Gefühle, der in Sieg und Untergang berauscht, hinterläßt, nachdem er sein Werk verrichtet, keine Spuren.

So rasch verweht der Auf ruhmollen Sterbens. Anders aber erhält sich die Erinnerung an ehrlöse n Tod, an das Martyrium des einzelnen, der aus eigenem individuellen Entschluß wider Macht und Gesetz sich opferte, beschimpft, verleumdet, verflucht — um einer Idee zueignung willent. Die tiefen politischen sozialen Ursachen, aus denen solche Kämpfer der Idee entstanden, schwinden aus dem allgemeinen Bewußtsein und werden zum Gegenstand geschichtlicher Forschung. Gemeint ist der Menschheit aber wird das Gedächtnis an den Befehler, der sie, weil er die einmal erkannte Wahrheit nicht versaten wollte. Dieser Ruhm steigt durch die Jahrtausende, diese Helben werden niemals vergessen. Es lebt in der Menschheit, zugleich verbunkelt, aber niemals ganz erloschen, dennoch der Glauben, daß das Größte und Fruchtbarste aller menschlichen Leistung, die einzige Gewähr für den Aufstieg der Kultur, die uneingeschränkte Freiheit des Gedankens und unbedingte persönliche Tapferkeit des Befehlers ist. Dieser geistige und sittliche Wahrheitsdienst steht über allem Leben; denn er ist die Voraussetzung eines Lebens, das wert ist, gelebt zu werden. Als unklare Ehrfurcht vor dem Gewaltigen lebt diese r Heldenkult triebhaft in jedem gefunden Menschen. Kaum zu ermessen aber wäre es, auf welcher Höhe heute die Menschheit stände, wenn der gleiche Todesmut, der als gebotene gesellschaftliche Massenerziehung auf jedem Blatt der Geschichte bezeichnet wird, als individueller Entschluß, im Dienste einer Ueberzeugung, wider alle herrschende Gewalt, von allen gepöbelt würde; wenn das Sterben für die selbstgewählte Idee, für die eigene Sache jedem als heilige Pflicht erschiene. Dann erst könnten wir die Märtyrer einer dunklen Vergangenheit, die erhabenen einzelnen vergessen, deren wir heute mehr denn je bedürfen, um die Seele der Menschheit nicht zu verlieren.

So gedenken wir heute, in bedeutsamer Bewegung, des armen tschechischen Bauernsohnes Johann Hus, der am 6. Juli 1416 zu Konstanz (Konstanz) während desselben Konzils verbrannt wurde, das drei Gegenpäpste absetzte, einen vierten Papst erwählte, eine neue Heilige — Briggitta — schuf und die Hohenollern feierlich mit der Mark Brandenburg belehnte.

Alexis's Geschichtsschreiber der Gegenwart, wie Janssen, führen die ganze soziale Revolution des 16. Jahrhunderts auf die Lehre des Johann Hus zurück. Daran ist richtig, daß die geistige Beweisführung der Reformation, mit der die sozialen Kämpfe intellektuell ausgefochten wurden, von Hus übernommen wurde, wie Hus selbst sich an die Lehren des Engländers Wiclif anlehnte. Daß die revolutionäre Bewegung der Zeit in der Masse dogmatischer Hehereien erloschen, war natürlich nur äußerer Schein. Im Dogmen hätte man sich niemals die Köpfe gespalten, wenn hinter ihnen nicht die Lebensfragen kirchlich-weltlicher Macht, weltpolitisch-nationale Konflikte und tiefste soziale Gegensätze verborgen gewesen wären.

Es ist das Zeitalter der Kirchenspaltung, der Gegenpäpste. Das Papsttum wird national zerklüftet: Frankreich, England, Italien, Deutschland ringen um seine Dienste. Das damalige Papsttum selbst ist der unerlässliche Steuerzahler der christlichen Welt. Er heudet den mittellosen Bürger und den zinslos-laketen Bauern aus. Er nimmt sein Geld und spendet ihm dafür den Ablass seiner Sünden. Die Kirche ist eine mächtige, wirtschaftliche Organisation, unter deren Ausbeutung die Massen leiden und die die erstarkenden Nationalstaaten als Hemmung empfinden. Die Gegnerschaft gegen das Papsttum erstarkt zuerst in England, das den hundertjährigen Krieg mit Frankreich führte und den mit dem Heirde verbündeten, in Avignon sitzenden Papst bekämpfen mußte. Dieser Opposition lieb Wiclif, unter der Duldung und Förderung der Herrschenden Englands, seine lehrerischen Lehren. Er betrieb sich auf die Heilige Schrift, erkannte nur ihre Gebote an und hob, in schneidender Schärfe, den Gegensatz christlicher Armut

mit dem Reichtum und der Pracht des Papstes und der Kirche hervor. Damit griff er den Besitz und das Steuerrecht der Kirche an, zur großen Verurteilung der weltlichen Gewalt, die damit Antwoortlichkeit auf die kirchlichen Güter erzielten. Wiclif entwarf auch geistig die Autorität der Kirche durch die Auffassung des Satzes, dem Hus dann die Prägung gab, daß ein ewigkeits der Verdammter oder ein in Todsfünden Lebender keine Rechtsgewalt über Christen haben solle. Das war die fürchterliche Hereerei, die Hus vor allem den Scheiterhaufen schichtete. Es war auch in der Tat die Anfechtung aller Kirchenmacht. Denn indem er über alle Hierarchie das christliche Sittengesetz stellte, in seiner Reinheit und Ursprünglichkeit, hatte kein Papst und kein Bischof, übrigens auch kein König und Herzog mehr Sicherheit und Bestand. Er stand unablässig vor dem Gericht urchristlicher Sittenlehre und mußte jedem Völlsprediger weichen, der ihm die Verkörperung der christlichen Gebote nachwies. So wurde die öffentliche Meinung, der schlichte Sinn ernsthafter Christenmenschen, die Frömmigkeit der geistig und weltlich Armen höchste Autorität und Richter über die herrschenden Autoritäten — eine höchst demokratische Anschauung.

Wiclif's Lehren drangen nach Böhmen und bildeten sich dort nach den eigentümlichen wirtschaftlichen, sozialen und nationalen Verhältnissen um. Böhmen war im 14. Jahrhundert das wirtschaftlich entwickelteste Land des Deutschen Reichs geworden. Die Silbergruben brachten großen Reichtum, belebten Gewerbe und Wissenschaft, liehen aber auch die sozialen Gegensätze um so schärfer aufeinanderprallen, als sie national gefordert waren. Die Entwicklung des Landes geschah durch deutsche Einwanderer, die bald den hohen Alerus, die Universität — Prag wurde als erste deutsche Universität nach dem Vorbild von Paris gegründet —, den abhingen Grundbesitz, das städtische Patriziat beherrschte, während die tschechische Urvölkerung aus den kleinen Leuten der Städte und den im tiefsten Elend schmachtenden ausgebeuteten Bauern bestand. Damit ergab sich, daß die Deutschen rechtgläubig, päpstlich gesinnt waren, während die Tschechen im Papsttum und Kirche den Unterdrücker hielten. Die Krone schwankte und suchte zu vermitteln. Ein Teil des ärmeren Adels, den der Kampf gegen den ungeheuren Besitz lockte, stand zur Opposition. Der Wortführer des ländlichen und städtischen Proletariats aber wurde Hus.

Johann Hus war am 6. Juli 1373 zu Hussinec in Böhmen geboren, als Sohn geringer Bauern. Seine große Begabung hob ihn empor. Er hungerierte sich als mittelloser Prager Student durch. Mit 27 Jahren ist er Professor an der Universität, zugleich einfaches Prediger und Weichvater der Königin. Er ging von Anfang an von den Lehren der Kirche zu den Lehren des Urchristentums zurück, wie er sie in der Bibel fand. Als er dann mit den Schriften Wiclif's bekannt wurde, belamen die längst in ihm lebenden Gedanken Richtung und Form. Er schrieb und predigte nun mit wachsender Leidenschaft und großem Erfolg gegen Papsttum und Kirche, gegen widerchristlichen Aberglauben, willkürliche Gebrauche, vor allem gegen den Ablass, der nichts wie eine brüdernde Vettersteuer der Weislosen war. Zum ersten tiefgehenden Konflikt kam es über die Rechtsverhältnisse an der Universität Prag. Sie war in vier Nationen gegliedert, von denen die Tschechen nur eine Stimme hatten. Hus gelang es, beim König durchzusetzen, daß die böhmische Nation die Mehrheit der Stimmen erhielt. Darauf verließen die deutschen Professoren und Studenten Prag und gründeten 1409 die Universität Leipzig. Hus wurde nun Rektor der Universität. Als er Wiclif'sche Schriften überlesete, wurde er auf Denunziation vor den Erzbischof von Prag Abbnel von Hasenberg geladen, der sich aber mit seiner Erklärung begnügte, wenn er aus Heberlichkeit etwas gegen den christlichen Glauben gelehrt haben sollte, so sei er bereit, es zu verbessern. Die Katastrophe aber führte die Kühnheit herbei, mit der Hus 1411 gegen den Krieg und die Kriegsmittel agiterte. Papst Johann XXIII., dem man den Beinamen des „eingefleischten Teufel“ gegeben hat, rief die Christenbölker zum Kreuzzug gegen den König von Neapel auf, der einen der Gegenpäpste unterstügte. Als die päpstlichen Befehle nach Prag kamen und das Volk zur Entrichtung der Kriegssteuern aufriefen — in der Form des Ablasses — predigte Hus ungehört darüber, und das erregte Volk entriß den Boten des Papstes die Bulle und verbrannte sie, nachdem man sie in höhnendem Umzug durch die Stadt geschleift hatte. Inzwischen war ein neuer Erzbischof nach Prag gekommen, wie es heißt, ein Analphabet, der die Prager Begebenheiten dem Papst denunzierte. Hus wurde in Wann getan, seine lehrerischen Lehren verflucht. Der König konnte ihn nicht mehr schützen. Er verließ Prag, fand Asyl auf den Burgen adliger Gönner und predigte furchlos weiter im Volke.

Im Jahre 1414 berief Kaiser Sigismund jenes Konzil nach Konstanz, das drei Jahre lang die kleine Stadt am Bodensee zum

Heerlager aller Mächtigen in der Christenheit machte. An hunderttausend Menschen sollten sich dort versammelt haben: Päpste, Fürsten, Kardinäle, Bischöfe, Ritter, Gelehrte, Abenteurer, Handwerker (unter anderen allein 72 Goldschmiede — und Händler aus allen christlichen Ländern, nicht zu vergessen die lieblichen Barden, von denen der Chronist berichtet: „Über 700 öffentliche Dirnen in den Frauenhäusern und solche, die eigene Häuser gemietet hatten, dazu noch die heimlichen, deren Zahl man gar nicht angeben kann.“

Das Konzil wollte nicht nur den Streit der Päpste beendigen, sondern auch die Hereerei austrotten. Hus wurde nach Konstanz geladen. Kaiser Sigismund gab ihm einen Geleitsbrief. Die Gelehrten streiten sich, ob dieses freie Geleit nur einen einfachen Reisepaß darstelle oder ihm Sicherheit für Freiheit und Leben verbürgen sollte. Jedenfalls war das Konzil der Meinung, daß einem Keher überhaupt keine Verpflichtungen zu halten seien. Am 8. November 1414 kam Hus in Konstanz an. Er wurde von einem Ausschuh verhöört, dann für ein halbes Jahr in einem moastigen Kerker begraben. Am 8. Juni 1415 wurde er herausgeholt, damit er sich vor der Gesamtheit des Konzils verantwortete. Er verteidigte sich mit aller Glut seiner Ueberzeugung, in dem Wahn, daß es die Wahrheit gelte, während doch die Interessen von Anbeginn das Urteil entschieden hatte. Hus lehnte jeden Widerruf ab. Hus wurde als wahrer und offenkundiger Keher und Verfährer des Volkes befunden. Seine geistlichen Richter rissen ihm das Priestergewand herunter, dann übergaben sie ihn der weltlichen Gerechtigkeit.

Auf Hereerei stand der Feuertod. Das Urteil wurde sofort vollstreckt. Hus trug, so erzählt der Konstanzener Bürger Ulrich von Richental in seiner Chronik des Konzils (die unlängst in einer leicht lesbaren Bearbeitung in Bogtländers „Quellenbüchern“ erschienen ist), eine weiße Bischofsmitze auf seinem Kopfe, auf der waren zwei Teufel gemalt, und zwischen beiden stand Heresia, das heißt soviel als Erzbischof aller Keher. Die von Konstanz führten ihn mit mehr als 1000 gewappneten Männern hinaus. Infolge des großen Gedränges mußte man einen Umweg machen, und es wurden immer mehr der gewappneten Leute, gegen 8000 ohne die unbewaffneten und die Frauen. Auf der Brücke an Gellingener Tor mußte man die Menschen zurückhalten, nur truppweise wurden sie über die Brücke gelassen, weil man fürchtete, daß die Brücke zusammenbräche. Während er hinausgeführt wurde, betete er behändig. Als er auf das äußere Feld kam und das Feuer, Holz und Stroh bemerkte, fiel er dreimal auf seine Knie und sprach laut: Jesu Christe, du Sohn des lebendigen Gottes, der du für uns gelitten hast, erbarme dich meiner. Danach fragte man ihn, ob er beichten wolle. Er sprach: Gern, obgleich es hier sehr enge ist. Es war ein Priester da, Ulrich Schorand. Dieser ging zu Hus hin und sprach zu ihm: Lieber Herr und Meister, wolle ich dir den Unglauben und der Hereerei, um derenwillen ich leiden muß, entsagen, so will ich gern eure Weichte hören. Wollt ihr das aber nicht tun, so wolle ich selbst wohl, daß in den geistlichen Vorschriften steht, daß man keinem Keher die Weichte hören soll. Da erwiderte Hus: Es ist nicht nötig, ich bin kein Töbänder. Als er darauf anfangen wollte, deutsch zu predigen, wollte das Herzog Ludwig nicht leiden und befahl, ihn zu verbrennen. Da ergriß ihn der Denker und band ihn in seinem Gewand an einen Pfahl. Er stellte ihn auf einen Schemel, legte Holz und Stroh um ihn herum, schüttete etwas Pech hinein und brannte es an. Da begann er gewaltig zu schreien und war bald verbrannt. Dann führte man alles, was man von der Asche fand, in den Rhein.

Die Legende fügt hinzu, daß ein Bauerlein und ein altes Weib beigeigehaft seien, um eine Tracht Holz zu dem Scheiterhaufen beigeizusteuern. Da habe Hus wehmütig gerufen: O sancte simplicitas! Heilige Einfalt!

Es war aber vergebens, die Asche in den Rhein zu streuen, damit nichts von dem Keher übrigbliebe. Soll man ihn doch auch deshalb an seinem Geburtstag verbrannt haben, damit symbolisch auch seine Geburt ausgetilgt werde. Von dem Scheiterhaufen waren dennoch Funken über die Lande geflogen, die entzündeten jenen Goldkrieg der Russen, einen Bauernaufstand, der von Böhmen aus mit schrecklicher Wildheit verheerend über Deutschland brauste.

Neunzig Kilometer von Paris.

Armeekorpskommando . . . . 25. Juni.

Neulich hielt ich in einem geschloffenen Risnedorf an einem Wegweiser, auf dem stand: Paris 101 Kilometer. Von diesem Wegweiser waren unsere Grabenlinien noch zwei Kilometer weit vorgeföhren. Das war Chausseentfernung. Gestern stand ich in

Die Erweckung der Maria Carmen.

42) Von Ludwig Brinkmann.

Zudem verbrachte ich ja fast den ganzen Tag draußen im Walde, in den Bergen. Es ist hier oben so klar, so kühl, so mild, wie in einem erfrischenden Junimorgen in der Seimat. Da drunten in der Tiefe, woher ich gekommen, treibt die Sonne, die über unserem Scheitel ihre Flammengarben brennt, als glühender Dämon und mörderischer Würgeengel, der alles Leben bereits im Keime verdirrt oder doch, wenn es zunächst stärker sein sollte als seine Macht, in seinem Innersten versengt und so es trotzdem überwindet, ihr fürchtbar Wesen. Aber hier oben im Hochgebirge ist die Sonne die holde Richtbringerin und Trösterin, die beste Kameradin, die uns auf allen unseren Wanderungen begleitet, die sich neckisch im Laubgezweige des Waldes verbirgt oder gar, wenn sie sich schämt, sich hinter eine Wand von weißen oder rosigen Wolken verkrücht, um doch bald wieder hervorzukommen, Freundin zu sein, die mir das Lager aus dichtem Moose wärmt, mich mit ihren Strahlenfäden zudeckt und, wenn ich einschlafe, mich mit ihren warmen Händen streichelt, daß ich zu träumen anfangen. —

Im ständigen Umgange mit ihr, im Zwiegespräche mit den murmelnden Wägen der Berge, beim Geflüster der Blätter, wenn ein Luftzug durch den Wald hinweg, in all dem Glück und dem seligen Gefühle der Gesundheit erwachte so vieles wieder, von dem ich glaubte, es sei mir längst verloren, schlafen gegangen, vielleicht sogar gestorben, das Gefühl und die Bitterung von Dingen, die über uns hinausliegen, jenseits von allen uns durch ihre allzu große Nähe bedrückenden Angelegenheiten, dem Wasserwerke, der Silbermine. — Mit unendlichem Genuße pflegte ich eines meiner Lieblingsplätzchen aufzuzuchen, eine schattige Moosbank unter dem Gezweige einiger mächtigen Korkföhren, wo sich ein weiter Ausblick auf die Gebirgskette nach Süden öffnet, auf die Höhen und Täler, die sich allmählich in Terrassen hinabstufen, bis sich der Ausblick auf die Unendlichkeit in seinem Dunste verschleiert. Mit wieviel reinstem Entzücken nahm ich dort meine Bücher vor, schwere, ganz schwere Dinge, allerlei Philosophisches und Mathematisches über den Gegenstand meines besten Interesses, die Urformen der Materie und der Kräfte und alle Theorien, uns diese klar und zugänglich zu machen. Was ist Materie, was ist Energie, was ist Kraft? Und da wir darauf keine Antwort wissen, wie vermöchten wir

etwas über die komplizierteren Dinge auszusagen; was ist die Erde, darauf wir stehen, was sind wir selbst, was unser Leben, was die Triebe, die uns beseelen, was ist es mit unserem Wollen, unserem Schaffen? Was ist nur die Elektrizität, mit der wir schon so lange arbeiten, die uns ein so guter, starker, nützlicher Diener geworden ist, die all unsere Arbeiten verrichtet und uns das Silber aus dem Berge holen soll und von der wir doch so gar nichts wissen?

Je einfacher, alltäglicher ein Ding ist, desto schwerer, unmöglicher wird es für uns, es begreifen zu wollen. — Das waren meine Muße- und Erholungsfunden. Die Arbeit hat darunter nicht gelitten. Und die Erfahrungen, die ich beim Holzfällen gesammelt, die damals gemachten Anknüpfungen kamen mir sehr gut zu statten. Ich war kaum im Dorfe erschienen, hatte meinem Wirte, der früher auch mein Agent war, auseinandergesetzt, worum es sich handelte, als sich mir, sogleich Leute in genügender, ja überreicher Anzahl zur Verfügung stellten; fast das ganze Dorf meldete sich noch bei mir am gleichen Abend. Nun, gar so viele konnte ich nicht gebrauchen, höchstens zwanzig Mann, und da ich sie fast alle kannte, war es weiter kein Kunststück, die geeignetsten und besten auszuwählen, so daß mir von dieser Seite aus keine Schwierigkeiten entstanden.

Zunächst handelte es sich ja um Erd- und Zimmerarbeiten. Die etwa fünfzehnhundert Meter lange Rohrleitung muß teilweise tief in die Erde eingebettet, muß an anderen Stellen über Schluchten und zerfissene Felsbildungen geführt und durch Dämme und Balkenkonstruktionen gestützt werden. Dazu ist am oberen Ende ein Stauwerk und ein kurzer Kanal, der das gesamte Wasser des Baches sammelt und in das Rohr einführt, zu bauen, am unteren Ende der Mühlleiche zu schaffen, um das abfließende Wasser aufzunehmen. Die größten Arbeiten waren natürlich die Fundamentwerke für die Turbinen und für das Gebäude. Aber alles ging glatt von der Hand; die Pläne hatte ich ja bereits zu Hause vorbereitet, und wenn natürlich gar manches an Ort und Stelle noch zu entscheiden blieb, so war das nicht weiter schwierig, da meine Kolteken so ausgezeichnete Sandwerker sind.

Mein wackerer Baumeister Logo, der bereits im vorigen Jahre die allerdings viel simpleren Arbeiten des Holzfallens geleitet hatte, wird in Wäde das Maschinenhaus gut ausgeführt haben; dessen bin ich durchaus sicher. Mit einem Blick verstand er die Zeichnungen. Er hat bis jetzt noch nichts gebaut als das unscheinbare Kirchlein von Juquila; dennoch erkennt er sofort, worum es sich handelt, wenn man es ihm nur einmal zeigt. Mich wundert wahrlich nicht, daß hier so wunderbar gebaut worden ist, von den uralten Tempeln von

Mitla angefangen bis zur Kathedrale von Stadt Mexiko; niemals hatten Bauherren ein besseres Material zur Verfügung, bessere Zimmerleute, Steinmeger und Maurer. Diese Kunst stekt dem Volke der Tolteken im Blut. So will die Arbeit jetzt glatter von statten gehen als wie vor einem Jahre; das Holzfällen hat meinen Leuten nicht so gefallen wie nun das Bauen. Allerdings kenne ich die rotbraunen Gesellen jetzt auch besser wie damals und weiß sie zu nehmen. Es ist ja für einen Europäer niemals ganz leicht, eine andere Masse richtig zu behandeln; wir messen eben alle nach unserem eigenen Maße und vergessen zu oft, daß es in der Welt noch Dimensionen gibt, von denen wir nichts wissen und überhaupt nichts wissen können.

Nur das Problem der beiden großen Transporte bleibt mir noch zu lösen. Da ist zunächst die Verfrachtung der ungeheuren Röhrenmassen vom Bahnhofe zu Laviche in unser entlegenes Hochgebirgstal, diese dreißig Kilometer lange Reise durch die Wüste über zwei Flüsse und durch ungangbare Felsen. Ich fürchte fast, es wird mich viel nützliche Zeit, Verdruß und Anstrengung kosten das zu bewältigen; nun, ich muß dieses unangenehme Geschäft sofort angreifen, sobald ich zum Minenhause zurückgekehrt bin. Viel Zeit habe ich nicht mehr zu verlieren; denn die Maschinen sind schon auf dem Wege.

Dann ist aber vor allen Dingen der Transport der zwölftausend Masten für die Oberleitung auszuführen. Mein gebührender Wald wird nichts dazu hergeben; die paar Stämmchen, die nach dem zweimaligen Raube mir noch geblieben, sind eine Notreserve für die Bedürfnisse der Maria Carmen. So habe ich die gewaltige Sendung im Westen von British-Columbia bestellt, die zunächst nach Salina Cruz verschifft werden soll. Dann aber will ich ein kühnes Projekt ausführen, nämlich die ganze Ladung zu einem Flöße zusammengebunden wieder auf dem Meere nach Westen bis zur Mündung des Rio Verde schwimmen lassen, in dessen sumpfigem Flußbette die Stämme durch Boote hinaufgezogen werden müssen. Wenn ich mir die Einzelheiten eines solchen Zuges ausmale, wird mir wohl manchmal etwas unheimlich zu Sinn; mir scheint der Aufmarsch des großen Cortez von Veracruz nach Mexiko eine kleine Aufgabe im Vergleiche mit der meinen gemessen zu sein, und dennoch erfüllt sie mit ihrem Ruhme alle Zeiten! Allerdings ging damit ein altes Reich zugrunde, wurde ein neues aufgebaut, während hier nur eine technisch-wirtschaftliche Aufgabe gelöst wird, die ihren Sängern nicht findet. So stehen mir für die nächsten Monate herkulische Arbeiten bevor. —

(Fortf. folgt.)



einem Artillerie-Beobachtungsposten auf der Nase einer Bergkuppe, von wo Paris in der Luftlinie keine 90 Kilometer entfernt lag. Weiß man, was das heißt? Das heißt auf Deutschland loszuziehen, die Franzosen stünden in Stendal oder Wittenberg, in Fürstenwalde, in Cottbus. Was würden die Berliner sagen, wenn die Russen in Frankfurt a. O. ständen? Das entspricht nämlich ungefähr der Entfernung, in welcher unsere Front an Paris vorbeizieht. Die deutschen Flieger an der Aisne konnten von ihrem täglichen Rund- und Tiefenflug sehr oft die Türme von Paris liegen sehen. So nahe sind wir dem Herzen Frankreichs.

Auf dem Wege zu jener Bergkuppe bekamen wir einen kleinen Begriff von dem, was unsere Soldaten bei nassem Wetter in ihren Stellungen auszuhalten haben. Es regnete in Strömen. Wir wanderten zunächst durch eine der vielen Steinhöhlen, durch die das Nordufer der Aisne unseren Truppen so manchen ausgezeichneten Unterschlupf gewährt. Die Höhle war leer. Nur ein Scheinwerferzug benutzte sie als Unterstand. Die Höhle war eisigkalt. Uns froh. Dann traten wir aus der Höhle in den warmen strömenden Sommerregen. Vom Ausgang bis zur Beobachtungsstelle hatte der Brigadoberst dieses Abschnittes einen Graben auszuweisen lassen. Der Graben war über einen halben Kilometer lang. Er ging durch Lehmboden und stand voll Wasser. Der Pionierhauptmann, der uns begleitete, erzählte von den Schwierigkeiten eines solchen Grabenbaues. Er kann nur nachts vor sich gehen, weil der ganze Berg im feindlichen Feuer liegt. Der ausgeschachtete Lehm kann aber nicht auf die Mäntel gemorfen werden. Das würde den ganzen Graben sofort verraten und zu einem leichten Ziele machen. Die Erde muß also in Mänteln abgeschleppt werden. Durch diesen Graben wanderten, rein waten und trieb. Das gelbe Lehmwasser schlug uns um die Kniee. An den Wänden flüchtete das Wasser herab. Ab und zu rutschten Erdstücke herunter. rote Mäntel und Maulwürfe schloßen in den Pfützen. Endlich waren wir im Unterstand, wo ein Mann uns erwartete. Dieser Posten war noch nicht besetzt. Wir waren die ersten, die von dieser Nase hinüberblicken durften nach Paris.

Aber wir sahen nichts von der Hauptstadt des alten Europa. Wir hörten einen feindlichen Flieger über uns kreisen und dudeten uns vor ihm, wie Häselein im Felde sich vor dem Adler duden. Wir sahen auf einer Anhöhe drüben weißglänzende Grabenwerke aus Beton, wie uns der Posten erklärte. Ab und zu schlug ein Geschloß auf unserer Kuppe ein. Dann spritzte der nasse Lehm hoch auf und wir dudeten uns unwillkürlich. Unten im Tal gogen die feindlichen Gräben von Wald zu Wald durch grüne Wiesen. Auf einer stillen Halde lag ein stiller, schmaler, brauner Graben. Grad wie ich ihn im Fernrohr habe, explodiert etwas. Eine braune, schwarze Fontäne bricht auf, höher als der Wald, ein dumpfnatternder Knall folgt ihr und hält, ein Echo nach dem anderen lösend, von Tal zu Tal. „Das war eine Mine,“ sagt der Posten leise. Allmählich zieht der Rauch ab. Die Halde liegt still wie zuvor. Nur ein breites braunes Loch klafft in und neben dem Graben. Vielleicht sind 20 Menschen weniger auf der Welt. Vielleicht sind 20 Menschen von Erde verschüttet. Vielleicht jammern und drücken sie, während wir hier am Rohre stehen und sagen: Dort hinten weit liegt Paris.

Als wir total durchnäßt in die eiskalte Höhle zurückkamen, klopperten uns vor Kälte die Zähne. Aber als wir dann aus dem Dunkel der Höhle wieder ans Licht traten, schien plötzlich eine stehende warme Sonne auf uns nieder. Wir schütteten das Auto nach Hause, ließen das Wasser aus unseren Stiefeln laufen und schritten mit dampfenden Kleidern heimwärts, durch einen Abschnitt, der wohl zu den saubersten der ganzen Westfront gehört. Der Oberst selber führte uns, voll Stolz. Wir sahen verlassene Häuser, die unsere Soldaten sinnig wieder hergerichtet hatten als Unterkunft für ihre Ruhetage. Balkons und Freitreppen hatten sie aus Holz gebaut und mit Blumenkästen geschmückt, aus denen die schönsten Geranien hingen. Selbst Sandsteintüren hatten sie aufgeführt — ein Kaiser-Denkmal mit Gartenanlagen, ein riesiges Steinpodium mit Erdfassung, auf dem eine offene Halle stand. Das Ganze auf dem Hof eines Großbauern. In der Halle spielte die Musik. Wir sahen ein altes verfallenes Krugstübchen, dessen Hofenbett vertreten und verjämmt war. Unsere Postknecht-Soldaten, die alles andere als gute Katholiken sind, hatten um das Krugstübchen ein sauberes Rund von blühenden Blumen gepflanzt, hatten es künstlerisch schön eingezäunt, so daß die französischen Verbände sich bei dem Oberst bedankten „für die Ehre, die man ihrer Religion bewiesen habe.“ Wir sahen außerhalb des Dorfes an einem bewaldeten Berge Wälder aus Birkenholz, saubere Wege, unauffällige freundliche Lauben, wie sie kein Verschönerungsverein besser bauen könnte. Und die Straßen des Dorfes waren ganz unfranzösisch sauber. Die Misthaufen vor den Scheunen, deren Höhe auf jahrelanges Alter schließen ließ, waren rausgeschafft auf die Wiesen. Rauchmal stieg man auf Mistberge, die mit allerhand Dreck, Hefe, Urnat vermischt waren. Die wurden verbrannt. Wir sahen eine große Badeanstalt aus Beton, im Freien aufgeführt, sinnvoll mit Rasen umgeben eingerichtet. Heute ist sie noch im Gebrauch von deutschen Soldaten. In Zukunft (falls die Franzosen sie nicht in Stücke schlagen werden) wird sie vielleicht ein kleines Denkmal dafür sein, daß die deutsche „Kultur“ es in einigen Punkten mit der französischen „Culture“ doch aufnehmen kann. Denn die französische Unsauberkeit ist in der Tat etwas, das alle unsere deutschen Soldaten und besonders unsere Ärzte immer wieder zur Verzweiflung bringt. Die Abortverhältnisse selbst in der bürgerlichen Häuser spotten zuweilen jeder Beschreibung. Ich habe im Schloße der Marquise von V., die eine Verwandte des sächsischen und bayerischen Königs ist, ein Lokal dieser Bestimmung gesehen, dessen sich jede deutsche Arbeiterfrau schämen würde. Ein Stabsarzt zeigte mir einen großen Bauernhof, wo die Stallgasse unbehindert über den Hof, unter dem Wohnhause hinweg durch den Obstgarten und dann in den Bach floß. Glücklicherweise geht an den meisten Orten die französische Zivilbevölkerung jetzt mit uns Hand in Hand, während sie zuerst den radikalen Maßnahmen unserer Hygieniker etwas mißtrauisch zusah.

Als wir in Le R. beim wärmenden Grog saßen, es war unterdessen ein Later Juniabend angebrochen und nur ab und zu fröhlichen wir noch zusammen, wurden wir durch die Musik der ... überrascht, die hier ein paar mal in der Woche ihre kräftigen Weisen vor den in Aufstellung befindlichen Kompagnien ihres Regiments zum Besten gibt. Wir waren fast alle Norddeutsche, Hauptmann und Unteroffizier, Mannschaften und Berichterstatter. Das erste und das letzte Lied des Programms war das schönste. Wir konnten nicht anders — wir sangen schließlich alle mit — auch die Chauffeure und Arbeitssoldaten, die ringsum standen. Wir sangen „Schies'w' Stein, Meer- und Mäntelungen.“ Und alle Sehnsucht und alles Heimweh, wovon man redet und wovon man nicht redet, alles zitterte in diesem Liede über die Häuser des Dorfes hinweg, über den Wald und die sanfteren Gipfelhöhen. Vielleicht brachte der Wind einige absterbende Klänge nach Osten in die Heimat, vielleicht ein anderer Wind verweht Reste nach Süden, nach Paris.

Es war nach Witternacht, als wir aufbrachen. Wir fuhrten 30 Kilometer weit, dicht hinter der Front. Die Nacht war klar, aber mondlos. Wir fuhrten ohne Licht. Wir kamen an eine Wäldchen. Eine Laterne winkte. Das Auto stand. „Parole?“ — „Dünnschne!“ — Und wir fuhrten weiter. Links von den Höhen gingen Leuchtflugel auf. Wir fanden in einem trüblichen Licht und sahen die weiße Chauffee vor uns wie einen Papierstreifen. Dann plötzlich sanken wir ins Dunkel zurück; das Auto fuhr langsam, bis sich die Augen wieder zurechtgefunden hatten. Dann kommt ein Dorf. Wieder ein Posten. „Parole?“ — „Dünnschne!“ — Aber diesmal zweifelt der Posten. Es ist ein vollbärtiger Mann. Er leuchtet uns mit seiner Laterne ins Gesicht. Wir müssen ihm die Papiere zeigen. Endlich dürfen wir weiter. — Jetzt kommt eine sichere Straße. Die Lampen werden angezündet. Wir sausen durch die Nacht. Insekten klackten gegen die Lampenschirme. Ein Dase jagt quer über die erleuchtete Chauffee. Rechts auf dem Berge ein Waldstück steht mittags hell im Lichte eines Scheinwerfers. Immer neue Posten winkten, rufen, fragen: „Parole?“

Und jedesmal gelangen wir weiter mit dem kleinen Hauberkorn, das uns der Oberst mitgegeben: „Dünnschne.“ — Wir kamen an einem Teich vorbei. Eine schwere Batterie löst ein paar Schüsse. Im selben Moment gehen oben auf der Höhe zwei Leuchtflugel hoch. Und nun sehen wir, wie die Erschütterung der Erde in Wellen über das Teichwasser huscht und wie das Spiegelbild der leuchtenden Rakete im Wasser hin- und hertanzt. Vor dem Tore von St. M., wo wir logierten, treffen wir den letzten Posten. Er fragt: „Parole?“ — Aber unser Begleitmann lacht ihm ins Gesicht: „Mensch, heia, das sind wir ja — heia Du denn gar kein Cogen?“ — „Ach ja,“ ruft sein. Und dann erzählt er uns, daß Lemberg heute Mittag genommen sei.

Dr. Adolph Koefer, Kriegsberichterstatter.

## Der Laubentkollist.

Seit einer Reihe von Jahren habe ich mir genaue Aufzeichnungen über schädigende Witterungseinflüsse gemacht, durch die die Ernten in Feld und Garten arg in Mitleidenschaft gezogen worden sind. Für 1911 verzeichnete ich eine fast vollständige Missernte, hervorgerufen durch andauernde Dürre und ganz ungewöhnliche Hitze, für 1912 Vernichtung der erhofften Obsternte durch — 6 Grad Celsius in der Nacht vom 10. zum 11. Mai, für 1913 schwere Nachtfröste im April bei vorgeklärter Entfaltung der Obstblüte (bis — 7 1/2 Grad Celsius) mit rasch nachfolgender Hochsommerwärme und häufigen Wetterstürzen, für 1914 Obstmisernte durch schweren Nachtstrost vom 3. zum 4. Mai mit nachfolgender tropischer Sommerhitze, während welcher der Wärmemesser bis 82 Grad Celsius im Schatten zeigte, im Juli, August große Dürre und im September dann noch schweren Sturmwinden. In diesem Kriegsjahre haben wir alle mit einer guten Ernte gerechnet, aber außergewöhnliche Witterungsverhältnisse scheinen abermals einen Streich durch diese Rechnung zu machen. Der Winter 1914/15 war milde, erst der März brachte die höchsten Kältegrade (bis — 15 Grad Celsius). Nach drei Jahren aufeinander gefolgten Frostschäden zur Blütezeit der Obstbäume verließ die Blüte in diesem Jahre frostfrei, günstig waren auch die reichen Niederschläge im März und April, dann aber trat eine zweimonatige Trodenperiode ein, begleitet von Hochsommertemperaturen, die bis zu 83 Grad Celsius im Schatten stieg, und in der ersten Maihälfte durch läßliche Nächte abgelöst wurde. Die Nacht vom 31. Mai bis 1. Juni brachte uns noch einen Frost (— 1/2 Grad Celsius), der in freien Lagen, stellenweise auch in geschützten Gärten, das Abfrieren des Kartoffelkrautes, der Bohnen, Gurken, Kürbisse und Tomaten zur Folge hatte. Diese pflanzenfeindliche Witterung, die nicht nur in der Provinz Brandenburg, sondern auch fast alle Teile des Deutschen Reiches heimgesucht hat, lastet auch schwer auf den Laubentkollisten. Der Roggen ist schon bald nach der Blüte nottrot geworden, so daß ihm der nachträgliche Regen nicht mehr aufhelfen konnte. Auch der Anbau der Frühkartoffeln kann da, wo die Kartoffelpflanzungen nicht mäßig bewässert wurden, als verloren angesehen werden. Es ist ja nicht schwer, eine kleine Laubentkolliste während der Trodenzeiten mehrere Male in der Woche abends mäßig zu bewässern, richtig einzuschlämmen. Das werden wohl die Kolonisten, die es ernst mit der Bewässerung der Scholle meinen, auch ausgeführt haben. Der Lohn wird nicht ausbleiben. Aber traurig sieht es auf den leider allenthalben in Groß-Berlin mit Ueberreifer angebaute Obsternte aus, am traurigsten auf den nicht mit Stallmist gedüngten. Nur ausnahmsweise befinden sich in der Nähe dieser Obsternte Brunnen oder Wasserleitungen und nur ausnahmsweise sind diese den Kolonisten zugänglich. Nur von einer Vorortgemeinde ist mir bekannt, daß die Gemeindefeuertwehr im Interesse der Kolonisten und unserer Volksernährung zur Bewässerung der bebauten Obsternteflächen zur Verfügung gestellt wurde.

Es wird jetzt, wenn nicht alles trägt, eine regenreichere Zeit kommen. Bei der Nachlässigkeit vieler Gemütsarten ist es denn auch nicht zu spät, an Stelle der durch Dürre und Hitze vernichteten Kulturen, einen lohnenden Raubanbau vorzunehmen. Wo Bohnen standen, die infolge der Dürre total verkommen sind, da werden die Beete jetzt gegräben und erneut mit Bohnen, aber nur noch mit Quichbohnen besetzt. Dies kann mit Aussicht auf Erfolg bis Mitte Juli geschehen, natürlich erntet man von der Julibohnenjaat keine reifen Bohnen mehr, aber grüne Schoten. Auch diese sind wichtig, nicht nur zum Frischessen, sondern auch zum Einmachen (Einweiden) und zum Einsalzen für den Winterbedarf. Die Entwicklung dieser Sommerbohnenjaat hängt natürlich vom Maß der Niederschläge und von unserer Nachhilfe durch künstliche Bewässerung ab. Frühkartoffeln in den frühesten Sorten, wie den verschiedenen Sechswochenreiferarten, der frühen Rosenkartoffel und einigen anderen, sind in der Regel von der zweiten Junihälfte ab geerntet. In diesem Dürrejahr ist die Saat fast überall, wo nicht regelmäßig und nachdrücklich bewässert wurde, als verloren zu betrachten, während der Stand mittel- und später Sorten durch reichliche Regengüsse noch wesentlich gebessert werden kann. Die Reife zeigt das natürliche Silber und Abtrocknen des Krautes an, die Verunglückung der Pflanzung das verbrannte und verdorrte Kraut. Wo dieses ohne Knollenanalog festgestellt wird, da bestimme man sich nicht lange, grabe das Kartoffelland, um es mit möglichst geringem Zeitverlust erneut zu bestellen. Bei natürlicher Reife der Frühkartoffeln hätte ihnen eine Nachpflanzung von Grün- und Rosenkohl folgen können, die beide in dieser Kriegszeit außerordentlich wichtige Wintergemüse sind, zumal sie an Ort und Stelle im Freien bleiben, also nicht in Kellern eingewintert zu werden brauchen. Für Rosenkohl ist es jetzt aber reichlich spät, die Ausbildung guter Rosen wird selbst bei guten Niederschlägen zweifelhaft bleiben, für die Anpflanzung von Grünkohl höchste Zeit. Für diese späte Anpflanzung kommen aber nur noch niedrige, höchstens mittelhoh Sorten in Frage. Beide Winterkohlarten versprechen in gutem Boden — solcher ist für alle Kollisten erforderlich — ziemlich sicheren Erfolg, weil unter gewöhnlichen Verhältnissen die Niederschläge in der zweiten Sommerhälfte reichlicher werden. Die im Frühling gepflanzten Kollisten sind infolge der Dürre auch da, wo sie bewässert wurden, noch sehr in der Entwicklung zurück, Kollisten, die anwuchsfähig, angenommen. Auch diese können in Frühorten noch gepflanzt werden. Blumenkohl und späte Kollisten sind riesige Fresser und Trinker und erfordern jetzt, wenn sich die Köpfe zu schließen beginnen, bei trüber Witterung, wiederholte flüssige Düngung, die aber von Ende des Monats ab eingestellt werden muß.

Trodenperioden haben immer ein massenhaftes Auftreten pflanzen- und tierischer Schädlinge zur Folge. In allen Kollistenpflanzungen ist nun auf das sorgfältigste auf die Eierhäuschen und Raupen des Kohlweihlings und auf die samtartig aussehende Raupe der Kohlflecke zu achten. Die Eierhäuschen sind zu zerdrücken, die Raupen, die in frühesten Jugend am Morgen noch häufchenweise zusammenhängen, abzulesen und in einen halb mit Wasser gefüllten Topf oder Eimer zu werfen, worin sie rasch erlaufen.

Für die zur Sommer- und Herbstpflanzung freitrodenenden Beete kommen in der Hauptsache Wurzelgemüse in Frage. Bis Mitte des Monats lassen sich noch Karotten in kleinen, kurzen Frühorten aussetzen, weiterhin pflanzt man dann, wenn man Pflanzlinge hat oder beschaffen kann, Struden oder Kohlräben und ist sogenannte Herbst- und Stoppelrüben, deren feinste, aber auch kleinste das sich in unserem Sandboden zu größter Schmächtigkeitsentwicklung Teltower Rüben ist. Alle Herbstrüben sind man breitwürzig auf Beete, die nicht mit frischem Stallmist gedüngt sein dürfen, die kleinen Teltower Rüben enger, die großen Stoppelrüben weiter. Vor Eintritt des Winters sind alle diese Rüben erntereif; sie werden dann aufgenommen. Die Köpfe werden mit einer Rübenkeibe abgeschnitten, damit die Rüben nicht mehr austreiben können, in welchem Fall sie sad und lastlos würden, und nachdem die Schnittflächen abgetrocknet sind, entweder im Keller aufgeschichtet und mit Sand bedeckt oder draußen in Mieten eingewintert.

Von Ende des Monats ab ist auch wieder an eine Spinat-ansaat zu denken. Spinat verlangt im Hochsommer, wie Kollisten, weil beide bei Kollistenmerkmale rasch in Samen stehen. Die

Zeit von Mitte Juli bis Mitte August ist aber wieder zur Spinat-ansaat geeignet. Das Land muß gedüngt und tief gegraben werden, denn Spinat stellt wie alle Blattgemüse höhere Anforderungen an den Boden. Die körnigen Samen werden breitwürzig und weitläufig ausgestreut. Haben sie volle Keimkraft, so daß die Sämlinge dadurch oder auch durch zu dichte Saat sich später gegeneinander beengen, so müssen sie, ebenso wie die obengenannte Rübenjaat, rechtzeitig bezogen werden, d. h. man zieht die schwächsten der zu dicht stehenden Pflanzen aus, um den stärksten Luft und Raum zu schaffen. Spinat der Juli-, Augustjaat ist vom Oktober ab erntereif und wird auch den Winter hindurch geerntet. Liegt bei strengen Frost kein Schnee, so müssen die Beete vorübergehend leichte Decke erhalten. Für diese Winterbedeckung trocken man Kartoffeln, Bohnen- und Erbsenstroh, um es dann für die Zeit der Frostgefahr aufzubewahren.

Auch einen hübschen Herbst- und Winteralat kann man sich noch durch Juli- bis Septemberansaat sichern, und zwar den holländischen Feldalat, den Rabinschenalat unserer Hausfrauen, dessen kleine, aus löffelförmigen Blättern gebildeten Rosetten während des ganzen Winters nach Bedarf ausgelesen werden; er ist absolut winterhart, wird breitwürzig auf abgeerntete Beete gesät, die man zuvor nur durch Durchhaden gelockert hat. Hd.

## Theater.

Kleines Theater. „Ein kostbares Leben.“ Vorleser von Harry Kohberg. Der Schwankefall, daß ein dreiblätriges Wucherleebblatt sich als Schupengel-Kompagnie etabliert, um über das kostbare Leben eines ihnen verschuldeten gräßlichen Sportmanns zu wachen, bleibt in dem Stücke vollständig unfruchtbar. Dem Autor fehlt der sprudelnde Glanz, der die Verdrücktheit durch einen bunten Krudel von Verblüffungen zur ausgelassenen Possenlaune treiben könnte. Die Pointe, der Anschlag, durch den der erschworene, hinter einem Strauch verborgene, eine Quellsäule der des edlen Grafen zu unterbrechen suchen, bestimmt durch geradezu trüffelige Abgeschmacktheit. Wohl in der Erkenntnis, daß es so nicht hin noch her langt, zog er, die Pöcher auszu-stopfen, ein anderes Motiv hinzu. Er bringt sich selber als Komödiendichter in den Aufführungsproben und den dabei üblichen Kämpfen auf die Bühne und erzielt so einige sehr dankbar aufgenommene Fetterleeseffekte. Die Streiterei zwischen dem Poeten, der hier wie sonst bei Teilung idyllischer Gewalten arg zu kurz gekommen, und dem Direktor wird im Zuschauer-raume fortgesetzt. Den Haupttrumpf bildeten die Szenen im Dramaturgenzimmer, die Herrn Silla in der Rolle des Theaterherrschers Gelegenheiten boten, sehr drastisch-amüsant einen Typus komödiantischer Windbeutelerei zu mimieren. Majestätisch ergiebt sich sein Zorn über den armen Dramaturgen, der ihn durch Rückfälle in die leidige Angetoheit des Wahrheitssagens verächtlich bloßstellt. Er ist regelmäßig Prügelsünder, wenn eine Lüge des Herrn Chef, der prinzipiell kein eingetauchtes Stück liest, aber fowie er einen zahlungsfähigen Verfasser wittert, von süßlichen Lobpreisungen überquillt, an den Tag kommt. Je höher seine Schwindeleien sich versteinen, mit um so imponierender Gesten hält er sie. Jene Anekdote aus dem Leben einer Theatergröße, die zur Befestigung ihrer Aussagen zu erklären liebte: „Bei mir und Seligkeit, ich bin ein Ehrenmann,“ lag ihm wie angelesen. Herrn Silla in dieser Episode dürfte der Erfolg des Abends in erster Reihe zuzuschreiben sein. Auch die anderen Rollen waren größtenteils geschickt vertreten. dt.

## Kleines Feuilleton.

### Die Gewinnung von Fetten aus Abwässerschlämme.

Die Wiedergewinnung des in dem Klärschlamm städtischen Abwässers oft in großen Mengen enthaltenen Fetts zur Verwertung für technische Zwecke, wie Herstellung von Seifen, Kerzen, Schmiermitteln usw., hat durch den Krieg neue Bedeutung gewonnen. Die Frage der Entfettung des Abwässerschlamms behandelt Dr. Robert Cohn in der „Pharmazeutischen Zeitung“, und er zeigt, was für große wirtschaftliche Werte sich auf diese Weise aus dem Abwässerschlamme gewinnen lassen. Bereits vor mehr als 20 Jahren hat Beschold in Frankfurt a. M. auf die beträchtlichen Fettmengen hingewiesen, die im Klärschlamm der städtischen Kläranlagen von Frankfurt a. M. enthalten sind, und bald darauf gab er auch ein Verfahren zur Gewinnung und Verwertung dieser Fettmengen bekannt. Da die Frage der Abwässerschlammbeseitigung ein außerordentlich wichtiges Problem für die Städteverwaltungen darstellt und die Beschold'schen Versuche eine nicht nur zweckmäßige, sondern auch rentable Lösung versprochen, bildete sich ein „Konjunktionsrat zur Verwertung städtischer Abwässer“, das vor ungefähr zwei Jahren eine Versuchsanlage in Puchenhofen bei Eberfeld errichtete, wo der Klärschlamm der Abwässer aus den Kläranlagen Eberfeld und Barmen entfettet und weiter verarbeitet werden sollte. Es wurden in der Versuchsanlage täglich 400 Kilogramm Klärschlamm verarbeitet, der im Durchschnitt 92 Proz. Wasser und 8 Proz. Trockensubstanz enthielt; der Fettgehalt des wasserfreien Trockenschlamms betrug im Mittel 21,5 Proz. Zur Gewinnung des Fettes wird der aus dem Klärschlamm entnommene grauschwarze fiedliche Schlamm einer eigenartigen patentierten Behandlung mit Säure unterworfen und dann mit einem Fettextraktionsmittel behandelt, wodurch die Hauptmenge des Fetts in Lösung gebracht wird. Die Fettlösung wird vom feuchten Schlamm getrennt, das Fettlösungsmittel abdestilliert, und man erhält dann ein braunschwarzes, schmieriges Rohfett, das sich bereits an Fettdestillateure verkaufen läßt. Durch Reinigung des Rohfetts hinterbleibt ein festes, schwarz glänzendes Besch, das als Schmiermittel, zur Dachpappenimprägnierung sowie als Isolationsmittel für Kabel Verwendung findet.

Der Schlamm kann nach dem Entfetten bis auf 50 Proz. Wassergehalt abgepreßt werden, und es stellt das erhaltene Produkt infolge seines Brennwertes ein gutes Heizmittel dar, auch kann es infolge seines Stickstoffgehalts von etwa 3 Proz. als Düngemittel vorteilhaft verwendet werden. Die bei dem Verbrennen des Schlammes zurückbleibende Schlacke läßt sich zur Herstellung von Bausteinen, zu Belegungsbestimmungen und dergleichen verwenden. Man sieht also, daß das Verfahren es gestattet, alle im Schlamm enthaltenen Werte nutzbar zu machen, wobei die organischen Säuren- und geruchsfähigen Bestandteile vernichtet werden. Es beseitigt das Verfahren also nicht nur den überaus lästigen Abwässerschlamme in idealer und äußerst hygienischer Weise, sondern es schafft auch noch neue Werte und es läßt sich ein erheblicher Ueberschuss erzielen, je nach dem Fettgehalt des Abwässerschlamms. Nach den Berechnungen von Beschold können werden mit dem Berliner Kläranlage täglich etwa 20 Gramm Fett auf den Kopf der Bevölkerung fortgeschickt. Nimmt man als Durchschnittswert für die mit den städtischen Abwässern in Deutschland fortgeschickten Fettmengen — die nicht nur aus dem Haushalt, sondern auch aus technischen Betrieben, wie Wäschereien, Färbereien, chemischen Fabriken u. a. stammen — nur die Hälfte des von Kläner ermittelten Wertes, also 10 Gramm pro Kopf und Tag an, so bedeutet das für die deutsche Gesamtbevölkerung von 67 Millionen Bewohnern einen Verlust von täglich 670 000 Kilogramm Fett, die in normalen Zeiten einen Wert von 60 Millionen Mark jährlich haben. Da jetzt in Kriegzeiten die Fettpreise so gewaltig gestiegen sind, kann man den Betrag wohl verdoppeln, und man sollte daher mehr denn je danach streben, das in so gewaltigen Mengen in der Industrie wie im Haushalt nutzlos abfallende Fett wiedergewinnen.